

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 28 (2002)

Heft: 2

Artikel: Ungleichheit und Deprivation : die Schweiz im Drei-Länder-Vergleich

Autor: Suter, Christian / Paris, Denise

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-814405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ungleichheit und Deprivation: Die Schweiz im Drei-Länder-Vergleich

Christian Suter* und Denise Paris**

1 Fragestellung und Grundhypothesen¹

In der empirischen Armuts- und Ungleichheitsforschung hat sich in den letzten Jahren die Auffassung durchgesetzt, dass in modernen Gesellschaften Armut und Unterversorgung als relatives Konzept zu verstehen sei. Dies bedeutet, dass die Frage des Ressourcenzugangs von Individuen und Haushalten sowie das Urteil darüber, inwieweit die Ressourcenausstattung ein angemessenes Niveau aufweist oder nicht, sich an einem bestimmten, aktuellen Lebensstandard einer Gesellschaft zu orientieren haben. In den meisten Gesellschaften basieren die sozialpolitischen Sicherungssysteme mittlerweile auf der Grundvorstellung eines solchen «relativen» oder «soziokulturellen» Existenzminimums. Dies gilt immer mehr auch für die supra-nationale Ebene. So soll gemäss eines Ratsbeschlusses der EU aus dem Jahre 1994 dann von Armut gesprochen werden, wenn die betroffenen Personen über so geringe materielle, kulturelle und soziale Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in der Gesellschaft, in der sie leben, als Minimum annehmbar sind.

Für die empirische Messung von Armutsbetroffenheit bedeutet diese normative Vorstellung, dass nicht nur das tatsächliche Ressourcenniveau und der faktische Lebensstandard von Personen und Haushalten berücksichtigt werden müssen. Vielmehr gilt es, auch den von den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern erwünschten Lebensstandard zu erfassen – ebenso wie die Werturteile und Vorstellungen, die in einer Gesellschaft darüber bestehen, was zu einem würdevollen Leben gehören soll und auf was allenfalls verzichtet werden könnte.

* Professur für Soziologie, ETH Zürich, ETH-Zentrum SEW E28, 8092 Zürich, (christian.suter@soz.gess.ethz.ch)

** Sozialdepartement der Stadt Zürich

1 Wir danken Thomas Oegerli sowie den Koordinatoren und Mitgliedern des European Welfare Survey Netzwerkes für ihre wertvollen Hinweise und Anregungen sowie für die Unterstützung bei der Datenerhebung und – aufbereitung. Die vorliegende Studie ist Teil eines grösseren Forschungsprojektes, das gefördert wurde durch den Schweizerischen Nationalfonds (Gesuchnummer 5004–058474), die World Society Foundation, die ETH-Zürich, die Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich und die Zürcher Kantonalbank. All diesen Institutionen möchten wir unseren Dank für die gewährte finanzielle Unterstützung aussprechen.

Das ursprünglich in der britischen Armuts- und Ungleichheitsforschung entwickelte Konzept der «relativen Deprivation» erlaubt, solche Werturteile bei der Indikatoren- und Indexbildung aufzunehmen. Im Unterschied zu den herkömmlichen einkommensbasierten Armuts- und Ungleichheitskonzepten geht das Deprivationskonzept von den tatsächlichen Lebensbedingungen aus. Die Erfassung der Lebensbedingungen erfolgt nicht auf der Einkommens-, sondern auf der Konsumationsseite der Haushalte. Diese «direkte» Wohlfahrtskonzeption (Ringen, 1988) hat den Vorteil, dass persönliche Präferenzen mitberücksichtigt werden können. So ist es ja denkbar, dass man sich bewusst für einen niedrigeren Lebensstandard entscheidet, um dafür mehr Freizeit zu geniessen.

Einkommens- und deprivationsbasierte Ansätze decken inhaltlich unterschiedliche Aspekte ab (Callan et al., 1993; Lipsmeier, 1999). Einkommensindikatoren reagieren vergleichsweise stark auf kurzfristige Fluktuationen – die in den letzten Jahren auf theoretischer Ebene geführten Auseinandersetzungen um eine «Verzeitlichung» oder «Entstrukturierung» vs. einer «Verfestigung» oder «Abschliessung» von Armuts- und Ungleichheitslagen (Berger, 1994; Berger und Vester, 1997; Alisch und Dangschat, 1998) gründen teilweise auf diesem Umstand. Im Unterschied zur einkommensbasierten Armuts- und Wohlfahrtsmessung eignen sich Deprivationskonzepte besonders für die Analyse langfristiger Armutsprozesse. So kann unter Umständen ein bestimmter Lebensstandard (z. B. Haushaltsausstattung) auch bei kurzfristigen Einkommenseinbussen (z. B. aufgrund von Arbeitslosigkeit) aufrechterhalten werden.

Während für die Schweiz bis heute noch keine deprivationsbasierte Armuts- und Ungleichheitsstudien durchgeführt worden sind, weisen sie in Grossbritannien eine lange Tradition auf (Townsend, 1979; Mack und Lansley, 1985; Nolan und Whelan, 1996; Gordon und Pantazis, 1997; Gordon et al., 2000). In den letzten Jahren wurde der Deprivationsansatz aber auch in anderen Ländern vermehrt benutzt, so in Schweden (Halleröd, 1995) und Deutschland (Andress, 1998). Auch auf europäischer Ebene (Gordon und Townsend, 2000; Layte et al., 2000; Whelan et al., 2001) und im Ländervergleich (Halleröd, 1998; Böhnke und Delhey, 1999) finden sich erste empirische Studien.

Gerade ländervergleichende Untersuchungen vermochten jedoch bislang methodisch nicht zu befriedigen. Da keine integrierten länderübergreifenden Datensätze zur Verfügung standen, oder, wie im Falle des Europäischen Haushaltspanels, die normative Bewertung der Deprivationsitems fehlt, mussten für die verschiedenen Länder je unterschiedliche Erhebungen herangezogen werden. Mit dem vom Wissenschaftszentrum Berlin koordinierten Europäischen Wohlfahrtssurvey (WZB 2001) ist seit Kurzem ein umfassender integrierter Datensatz verfügbar. Im vorliegenden Beitrag wird auf der Basis dieses Datensatzes das Deprivationskonzept zum ersten Mal im Rahmen eines systematischen Ländervergleichs auf die Schweiz angewandt.

Drei Fragen stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung:

- 1 Wie wird in der Schweiz und in anderen europäischen Ländern der minimal akzeptierten Lebensstandard eingeschätzt und wie kontrastiert dieser mit dem tatsächlichen Lebensstandard?
- 2 Wie ist das Ausmass und wie ist die Verteilung von Deprivation in der Schweiz im Vergleich zu anderen europäischen Ländern?
- 3 Was sind die Determinanten von Deprivation: welche Rolle spielen die «klassischen», erwerbsbezogenen Ungleichheitsdimensionen (Bildung, Einkommen, Beruf) gegenüber lebenslaufbezogenen Faktoren?

Als Referenzländer für die Schweiz dienen Deutschland und Spanien.² Während Deutschland einen im Grossen und Ganzen vergleichbaren Lebensstandard, ähnliche kulturelle Muster (zumindest im Vergleich zur Deutschschweiz) und sozialstaatliche Institutionen aufweist, dient Spanien als Kontrastfall im Sinne eines deutlich niedrigeren Lebensstandards, unterschiedlicher kultureller Muster und Wertorientierungen und eines nur rudimentär ausgebauten Wohlfahrtsstaates. Wir erwarten grundsätzlich ähnlichere Ergebnisse für die Schweiz und Deutschland, hingegen deutlich unterschiedliche Befunde beim Vergleich zwischen der Schweiz und Spanien.

Es ist naheliegend, Lebensstandard und Deprivation mit drei Faktoren in Verbindung zu setzen: (1) Wohlstandsniveau und Arbeitsmarktsituation, (2) Wohlstandsverteilung und (3) Umfang und Qualität der sozialstaatlichen Sicherungssysteme.

Auf den ersten Faktor – die Arbeitsmarktsituation – hat Halleröd (1998) bei seinem Deprivationsvergleich zwischen Schweden und Grossbritannien hingewiesen. So konnte er zeigen, dass das höhere Deprivationsausmass in Grossbritannien weitgehend mit den unterschiedlichen Arbeitslosigkeitsraten erklärt werden kann. Betrachten wir das durchschnittliche Wohlstandsniveau, rangiert die Schweiz vor Deutschland und Spanien: So beträgt das durchschnittliche, kaufkraftbereinigte Jahres-Pro-Kopf-Einkommen in der Schweiz \$ 27'200, in Deutschland \$ 23'700 und in Spanien \$ 18'100.³

Nicht nur auf der aggregierten, sondern auch auf der individuellen Ebene spielen einkommens- und erwerbsbezogene Faktoren eine wichtige Rolle als Determinanten des Lebensstandards und der Deprivation. So erwarten wir in allen drei Ländern einen engen Zusammenhang zwischen den drei «klassischen» Ungleichheitsdimensionen (Berger und Vester, 1998) Bildung, Einkommen, Beruf und der Deprivation.

2 Ursprünglich war vorgesehen, Italien (an Stelle von Spanien) und zusätzlich Schweden (sozialdemokratisches Wohlfahrtsmodell) einzubeziehen. Leider waren aber die Daten zu diesen Ländern nicht rechtzeitig verfügbar.

3 Die Daten beziehen sich auf das Jahr 1999; Quelle: World Bank, 2001.

Bezüglich des zweiten Faktors, der Einkommensverteilung, weist Deutschland eine deutlich geringere Ungleichheit auf als die Schweiz und Spanien. Ein Vergleich der üblichen Konzentrationsmasse (Gini-Koeffizient, Anteile und Verhältnisse der Einkommensquintile) zeigt, dass zwischen der Schweiz und Spanien diesbezüglich nur geringe Unterschiede bestehen.⁴

Hinsichtlich der sozialstaatlichen Institutionen und des sozialpolitischen Leistungsniveaus liegen Deutschland und die Schweiz im Vergleich zu Spanien näher beieinander. Zwar werden Deutschland und die Schweiz in der Regel unterschiedlichen Wohlfahrtsregimes zugeordnet – «konservativ-korporatistisches» (Deutschland) vs. «liberales» oder «Grundversicherungs-Modell» (Esping-Andersen, 1990; Korpi und Palme, 1998). Doch sind diese Unterschiede beim Vergleich beider Länder gegenüber dem rudimentären Sozialstaatsmodell Spaniens wohl zu vernachlässigen (Lessenich, 1995; Schmid 1996). Verschiedene Studien haben darauf hingewiesen, dass aufgrund der Lücken im rudimentären (südeuropäischen) Wohlfahrtsregime Familie und innerfamiliäre Umverteilungsprozesse eine grosse Bedeutung spielen. So argumentiert Vogel (1999), dass der Mehrgenerationenhaushalt in Südeuropa (späte Haushaltsgründung der Kinder, geringerer Anteil alleinlebender Senioren) zu geringeren Wohlfahrts- und Lebensstandardungleichheiten zwischen den Generationen führe. Im mittel- und nordeuropäischen Wohlfahrtsmix seien demgegenüber die traditionellen Klasseneffekte (sozio-professioneller Status) weniger ausgeprägt als in Südeuropa.

Insgesamt deuten alle diese Faktoren auf grosse Ähnlichkeiten zwischen der Schweiz und Deutschland hin – die Schweizer Haushalte verfügen zwar über ein durchschnittlich höheres Ressourcenniveau, doch profitieren die deutschen Haushalte in den für die Deprivationsanalyse wichtigen unteren Einkommensbereichen von der geringeren Einkommensungleichheit und von einem etwas höheren sozialstaatlichen Leistungsniveau. Entsprechend erwarten wir zwischen der Schweiz und Deutschland eine Übereinstimmung, was das Ausmass und die Determinanten von Deprivation anbelangt.

Aufgrund des erheblich niedrigeren durchschnittlichen Wohlstandsniveaus, der vergleichsweise hohen Einkommensungleichheit und dem nur rudimentär ausgebildeten System der sozialen Sicherung erwarten wir für Spanien den niedrigsten Lebensstandard und das höchste Deprivationsniveau. Gleichzeitig dürfte die grössere kulturelle Distanz zwischen Spanien auf der einen und Deutschland und der Schweiz auf der anderen Seite zu grösseren Unterschieden bei der Einschätzung des gesellschaftlich akzeptablen Lebensstandards beitragen. Schliesslich

4 Gini-Koeffizienten: Schweiz: 0,33 (1992), Spanien: 0,33 (1996), Deutschland: 0,28 (1996). Einkommensanteil der reichsten 20% der Haushalte: Schweiz: 40,3% (1992), Spanien: 40,3% (1990), Deutschland 38,5% (1994). Einkommensanteil der ärmsten 20% der Haushalte: Schweiz: 6,9% (1992), Spanien: 7,5% (1990), Deutschland: 8,2 (1994); Quelle: World Bank, 2001; Eurostat, 2000.

erwarten wir in Anlehnung an Vogel (1999) für Spanien geringere Effekte der Altersgruppen (kompensatorische Funktion der Familie, geringerer Grad der Individualisierung), aber stärkere Effekte der sozialen Schicht.

Im Folgenden stellen wir zunächst das Deprivationskonzept genauer vor (Abschnitt 2). In Abschnitt 3 werden Datensatz und methodisches Vorgehen beschrieben. Danach präsentieren wir die empirischen Ergebnisse zu unseren drei Fragestellungen (Abschnitt 4).

2 Das Konzept der «relativen Deprivation»

Das Konzept der «relativen Deprivation» – in der soziologischen Theorie u. a. zur Erklärung revolutionärer Mobilisierungen und kollektivem Protest herangezogen (vgl. etwa Runciman, 1966) – wurde von Peter Townsend (1979) in seiner wegweisende Studie über Armut und Lebensstandard in Grossbritannien in die empirische Armuts- und Ungleichheitsforschung eingeführt. Townsend verstand unter Deprivation den unfreiwilligen Ausschluss von wichtigen Bereichen gesellschaftlicher Teilhabe, insbesondere den fehlenden oder mangelnden Zugang zu einem allgemein üblichen und gesellschaftlich akzeptierten Lebensstandard. «Relative Deprivation», so Townsend (1979: 915) sei «(...) the absence or inadequacy of those diets, amenities, standards, services and activities which are common or customary in society».

Für die Messung von Deprivation entwickelte Townsend ein mehrdimensionales Lebensstandardmodell, wobei er die verschiedenen Dimensionen (z. B. Ernährung, Kleidung, Haushaltseinrichtungen, Wohnungsbedingungen, Gesundheit, soziale Beziehungen etc.) zunächst mit insgesamt 60 Indikatoren erfasste und diese danach auf 12 Hauptmerkmale reduzierte (z. B. keine warme Mahlzeit, kein Kühlschrank, keine Urlaubsreise in den letzten 12 Monaten, kein WC in der Wohnung etc.). Ausgangspunkt von Townsends Deprivationsansatz war die Überlegung, dass die verschiedenen Unterversorgungsmerkmale miteinander verbunden sind. Armut und Deprivation seien, so Townsend, Ausschluss auf mehreren Ebenen der gesellschaftlichen Teilhabe, eine multiple Benachteiligung.

Bemerkenswert an Townsends Vorgehen aus heutiger Sicht ist sein multidimensionaler Ansatz und der Versuch, gesellschaftliche Mindeststandards zu setzen. Er nahm diesbezüglich vieles vorweg, was in den letzten Jahren unter dem Thema «soziale Exklusion» debattiert worden ist.

Townsends Deprivationsindex wurde in verschiedener Hinsicht kritisiert. Bemängelt wurde insbesondere die Willkür und Heterogenität der Indikatoren, sowie der Sachverhalt, dass die sozialen Mindeststandards ausschliesslich durch die Forschenden definiert wurden, die Nichtberücksichtigung von Qualität und Quantität der Lebensstandardmerkmale, sowie von persönlichen Präferenzen und

das Problem der Gewichtung der sehr unterschiedlichen Lebensstandardmerkmale (Sen, 1981; Muffels, 1993).

In der Folge wurde der Deprivationsansatz vor allem auf methodischer Ebene weiterentwickelt und verbessert. Mack und Lansley (1985) modifizierten Townsends Konzept, indem sie die Befragten selbst angeben liessen, ob ein bestimmtes Lebensstandardmerkmal zum «üblichen» Lebensstil zu zählen ist oder nicht. Nur jene Merkmale, die von einer Mehrheit der Befragten als unbedingt notwendig eingeschätzt wurden, verwendeten Mack und Lansley für die Konstruktion ihres «Consensual Deprivation Index» (CDI) weiter. Die persönlichen Präferenzen werden über die Fragen nach den Gründen für das Fehlen eines bestimmten Lebensstandardmerkmals erhoben: Nur jene Items, die aus finanziellen Gründen nicht vorhanden sind, werden für den Deprivationsindex verwendet.

Halleröd (1994; 1995) befasste sich mit dem Problem der Gewichtung und entwickelte den «Proportional Deprivation Index» (PDI). Das Gewicht eines (aus finanziellen Gründen) fehlenden Lebensstandardmerkmals wird um so grösser, je höher der Anteil der Befragten ist, die dieses Merkmal als unbedingt notwendig erachten. Dahinter steht die Überlegung, dass das erzwungene Fehlen von Dingen, die in einer Gesellschaft von einer Mehrheit als unbedingt notwendig erachtet werden, ein höheres Gewicht erhalten sollte, als von Dingen, die nur von einer Minderheit als lebensnotwendig eingestuft werden. Ein ähnliches Vorgehen wählte Muffels (1993), der aber nicht nur fehlende, sondern auch verfügbare Items berücksichtigte. Ein gewisser Nachteil von Muffels Vorgehen liegt darin, dass die Lebensstandardlisten aufgrund des kompensatorischen Charakters des Indexes erheblich umfangreicher sein müssen als dies beim CDI und PDI der Fall ist.

In der vorliegenden Untersuchung übernehmen wir den Ansatz von Halleröd. Für eine komparative Studie ist das von Halleröd am besten gelöste Gewichtungsproblem von besonderer Bedeutung, da davon auszugehen ist, dass in den verschiedenen Gesellschaften nicht nur Unterschiede im faktischen Lebensstandard vorliegen, sondern auch die Notwendigkeit der einzelnen Lebensstandardmerkmale unterschiedlich beurteilt wird. Der PDI von Halleröd ist diesbezüglich dem CDI von Mack and Lansley eindeutig überlegen: Die Liste der Lebensstandardmerkmale bleibt für die Länder identisch (was beim CDI nicht der Fall ist), hingegen orientiert sich die Gewichtung am nationalen Standard. Gegenüber Muffels Ansatz hat der PDI den praktischen Vorteil, dass die Lebensstandardliste kürzer sein kann, da nur die Deprivationsseite, d. h. die fehlenden Items berücksichtigt werden müssen.

Auch wenn diese Weiterentwicklungen nicht alle Einwände entkräftet haben (z. B. Qualität und Quantität der Ausstattungsmerkmale) weist der Deprivationsansatz gerade für komparative Zwecke zwei wichtige Vorteile auf: 1) Die Berücksichtigung von national unterschiedlichen Vorstellungen, was zu einem minimal akzeptierten Lebensstandard gehört sowie 2) das hohe Mass der

Vergleichbarkeit der Güter und Items zwischen den Ländern (z. B. Telefon), wodurch komplexe und problematische Umrechnungen entfallen, wie dies bei Einkommensdaten erforderlich ist. Hinzu kommt der oben erwähnte Vorteil der Berücksichtigung individueller Präferenzen. Ausserdem ist die Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Angaben zu Lebensstandardmerkmalen höher einzuschätzen als von Einkommensangaben. Tatsächlich gab es bei den Fragen nach den Lebensstandardmerkmalen kaum Verweigerungen. Ein gewisser Nachteil des Deprivationsindex besteht darin, dass seine Werte abstrakt und weniger fassbar erscheinen als etwa eine in Geldbeträgen ausgedrückte Grösse.

3 Datenbasis und Konstruktion des Deprivationsindex

Für unsere Untersuchung benutzen wir Individualdaten, die 1999 und 2000 auf der Basis des standardisierten Fragebogens des Europäischen Wohlfahrtssurvey in der Schweiz, Deutschland und Spanien erhoben wurden. Dieser Fragebogen beinhaltet Informationen zu Lebensbedingungen und Wohlbefinden in den verschiedenen Lebensbereichen (Arbeit, Einkommen, Gesundheit, Wohnen, soziale Netze, Umwelt, Sicherheit etc.), wobei sowohl «objektive» als auch «subjektive» Aspekte der Wohlfahrt eingeschlossen sind.

In Deutschland und Spanien wurden die Daten mittels persönlicher Interviews erhoben, in der Schweiz – aufgrund finanzieller Erwägungen – mittels Telefoninterviews.⁵ Das Sample umfasste alle Personen, die zum Befragungszeitpunkt 18 Jahre und älter waren und in Privathaushalten lebten, wobei die Stichprobengrösse in Deutschland 2'493, in Spanien 2'489 und in der Schweiz 1'570 Befragte umfasst.⁶

Im Fragebogen des Europäischen Wohlfahrtssurvey wird sowohl nach dem minimal akzeptablen als auch nach dem tatsächlich erreichten Lebensstandard gefragt, sowie nach den Gründen eines allfälligen Nichtbesitzes (finanzielle Gründe, ideelle Gründe etc.). Aus diesen Angaben kann der oben beschriebene Proportionale Deprivationsindex von Halleröd errechnet werden. Insgesamt wurde eine Liste von 19 Lebensstandardindikatoren verwendet, die in Tabelle 1 aufgeführt sind. Die Auswahl der Indikatoren orientiert sich an früheren Studien aus Grossbritannien, Schweden und Deutschland (Gordon und Pantazis, 1997; Halleröd, 1998; Andress, 1998). Wie aus Tabelle 1 ersichtlich ist, handelt es sich dabei um Grundbedürfnisse wie warme Mahlzeiten oder neue Kleider, um

5 Scherpenzeel und Eichenberger (2001) verglichen die beiden Datenerhebungsformen computergestützte persönliche Befragung und Telefoninterview. Die Ergebnisse ihrer Methodenstudie zeigen, dass hinsichtlich der Datenqualität (Validität, Reliabilität, Verteilung der Antworten) keine Unterschiede zwischen den beiden Erhebungsmethoden bestehen.

6 Vgl. WZB (2001) für die Details der Stichprobenbeschreibung.

Wohnausstattungsmerkmale (WC, Bad, Anzahl Zimmer, Balkon Terrasse, Möblierung, Waschmaschine, Geschirrspülmaschine), um den Besitz typischer langlebiger Konsumgüter (wie Telefon, Fernsehen, Auto, Computer, Videorecorder), um den Zugang zu Altersversorgung und um Sparen, sowie um Erholung und Soziales (Zeitungsabonnement, Ferien, Freunde einladen, auswärts essen).

Tabelle 1: Liste der abgefragten Lebensstandardmerkmale (geordnet nach ihrer Wichtigkeit für einen minimalen Lebensstandard gemäss den Angaben aus der Schweiz)

Ein WC und ein Bad oder eine Dusche in der Wohnung
Im Durchschnitt einmal im Tag eine warme Mahlzeit essen
Waschmaschine
Telefon
Private Altersversorgung (z. B. Dritte Säule)
Mindestens eine Woche Ferien pro Jahr (weg von zu Hause)
Mindestens 100 Franken pro Monat sparen können
Zeitungsabonnement
Einmal pro Monat Freunde zum Essen zu sich einladen können
Eine Wohnung, in der jedes Haushaltsmitglied ein eigenes Zimmer hat
Fernseher
Auto
Garten, Balkon oder Terrasse
Sich regelmässig neue Kleider kaufen können
Computer
Geschirrspülmaschine
Einmal pro Monat mit der Familie zum Essen in ein Restaurant gehen
Abgenützte Möbel durch neue ersetzen können
Videorecorder

Quelle: Europäischer Wohlfahrtssurvey (WZB, 2001)

Allen Befragten wurde die Liste der 19 Lebensstandardmerkmale zweimal vorgelegt. In einem ersten Schritt mussten sie angeben, welche Gegenstände oder Handlungen ihrer Ansicht nach unbedingt zu einem angemessenen Lebensstandard gehören.⁷ In einem zweiten Schritt wurde gefragt, welche der genannten Gegen-

7 Die Frage lautete: «Es gibt verschiedene Meinungen dazu, was man in der Schweiz braucht, um ein angemessenes Leben führen zu können. Was sollte sich – Ihrer Meinung nach – jeder Haushalt in der Schweiz leisten können? Ich zähle Ihnen als nächstes verschiedene Sachen und Möglichkeiten auf. Bitte sagen Sie mir jedes Mal, auf was man verzichten kann, was zwar wünschenswert ist, aber nicht wirklich notwendig und was unbedingt notwendig ist.»

stände man besitzt bzw. im Haushalt vorhanden sind.⁸ Ein fehlendes Lebensstandardmerkmal wird nur dann im Deprivationsindex berücksichtigt, wenn das Fehlen auf unzureichende finanzielle Ressourcen zurückzuführen ist (und nicht auf bloss persönliche Präferenzen).

Der nichtstandardisierte Deprivationsindex PDI (nstd) berechnet sich für eine Person oder einen Haushalt i ($i = 1, 2, \dots, n$) eines Landes c ($c = 1, 2, \dots, C$) und einer Liste von J Lebensstandardmerkmalen wie folgt:

$$PDI(nstd)_i = \sum_{j=1}^J (w_j^c \cdot d_{ij})$$

wobei d_{ij} eine binäre Variable darstellt, die den Wert 1 annimmt, wenn der Haushalt i sich das Item j ($j = 1, 2, \dots, J$) nicht leisten kann, und den Wert 0, wenn er es kann. w_j^c ist der Anteil Befragter, der Item j als unbedingt notwendig für einen angemessenen Lebensstandard im Land c erachtet.

Um die Deprivationsindizes verschiedener Ländern vergleichen zu können, wurden die Werte – mittels einer einfachen linearen Transformation – als Prozentsanteil des in jedem einzelnen Land maximal möglichen Indexwerts berechnet. Diese Standardisierung hat den Vorteil, dass sie weder stichproben- noch populationsabhängig ist (Cohen et al., 1999).

$$PDI(std) = \frac{PDI(nstd)}{\max PDI} \cdot 100$$

$PDI(nstd)$ = beobachteter Wert für jeden einzelnen Befragten

$\max PDI$ = maximal erreichbarer Wert für jedes einzelne Land

Die Indexwerte variieren zwischen 0 und 100. Jeder Wert kann als prozentualer Anteil des beobachteten PDI (am überhaupt möglichen PDI) in einem bestimmten Land interpretiert werden. Der Maximalwert (100) bedeutet, dass sich ein Haushalt aus finanziellen Gründen keines der 19 abgefragten Lebensstandardmerkmale leisten kann. Der Minimalwert (0) bedeutet, dass sich ein Haushalt alles leisten kann (wonach gefragt wurde).

Neben diesem Deprivationsindex werden die in komparativen Studien üblichen soziodemographischen Indikatoren verwendet. Das Einkommen – erhoben als das monatliche Nettoeinkommen des Haushalts – wird auf der Basis der Äquivalenzskala von Atkinson et al. (1995) auf Ein-Erwachsenenhaushalte umgerechnet, um den Lebensstandard verschieden grosser Haushalte miteinander vergleichen können (sog. Äquivalenzeinkommen). Der Bildungsgrad wurde mit der ISCED-Skala erhoben (International Standard Classification of Education).

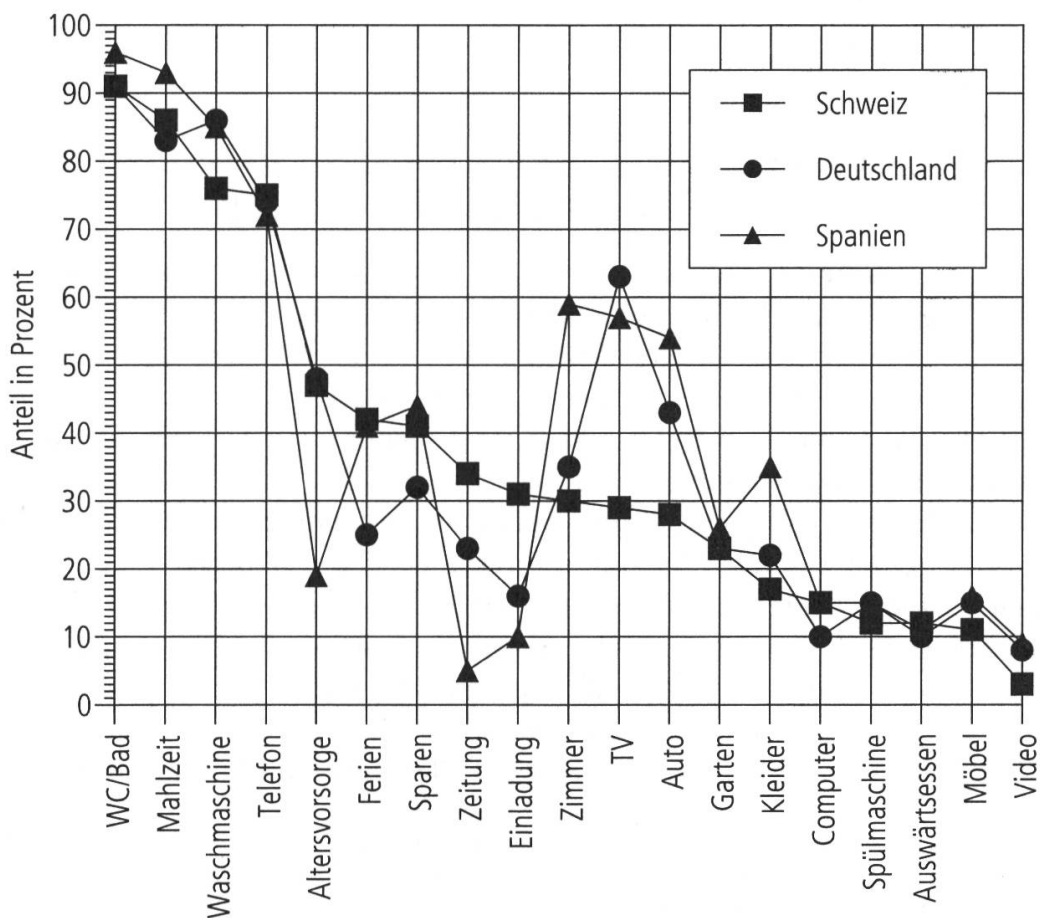
8 Die Frage lautete: «Wenn Sie jetzt an sich selber denken, welche von diesen Sachen haben Sie oder machen Sie? Was davon können Sie sich nicht leisten? Und was davon haben Sie oder machen Sie aus anderen Gründen nicht?»

4 Ergebnisse

4.1 Minimal akzeptierter und tatsächlicher Lebensstandard

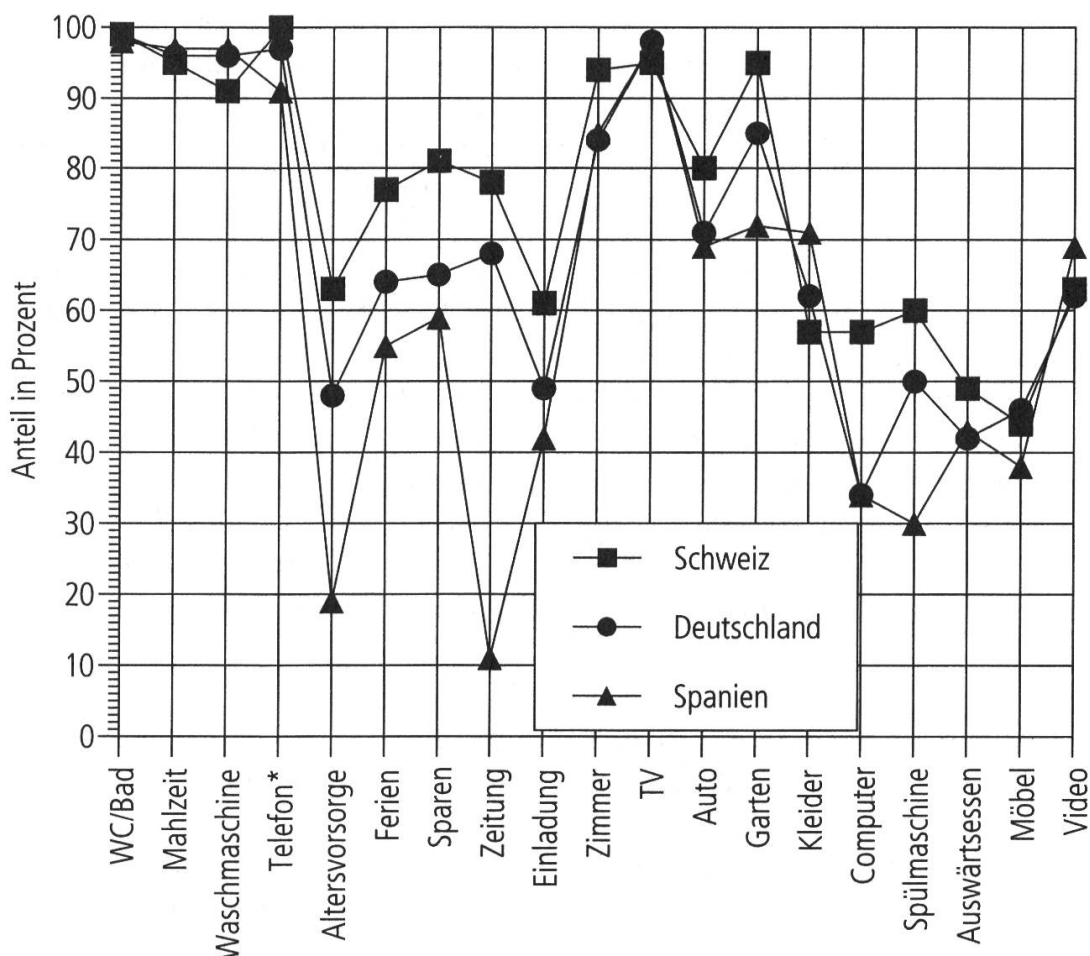
Wir betrachten zunächst den minimalen Lebensstandard. Abbildung 1 weist den Anteil der Personen aus, die die verschiedenen Lebensstandardmerkmale als unbedingt notwendig für einen angemessenen Lebensstandard betrachten. Die Anordnung der Items erfolgt nach der Häufigkeit der Nennung in der Schweiz. Da die Schweiz ein deutlich höheres durchschnittliches Einkommen aufweist als Deutschland und Spanien, müssten eigentlich auch die Angaben zum minimalen Lebensstandard in der Schweiz höher liegen als in den beiden Referenzländern, insbesondere Spanien. Wie aus Abbildung 1 hervorgeht, trifft dies jedoch nicht zu. Zwischen allen drei Ländern zeigt sich, entgegen unseren Erwartungen, eine überraschend grosse Übereinstimmung.

Abbildung 1: Minimaler Lebensstandard (Prozentanteil der Befragten, die die angeführten Merkmale als «unbedingt notwendig» für einen angemessenen Lebensstandard betrachten)



Dies gilt insbesondere für zwei Gruppen von Lebensstandardmerkmalen: die Grundbedarfsgüter (WC/Bad, warme Mahlzeit, Waschmaschine, Telefon) mit den zu erwartenden hohen Anteilen von «unbedingt notwendig» (75–95%) einerseits sowie einer Reihe von als wenig notwendig erachteten Gütern und Merkmalen (mit Anteilen unter 20%) andererseits, wie Computer, Spülmaschine, Auswärtsessen oder Ersetzen von abgenutzten Möbeln. Unterschiedliche länderspezifische Ausprägungen zeigen sich hingegen im mittleren Bereich (mit Notwendigkeitsanteilen von 20–50%). Dabei scheinen sich auch einige Vorurteile hinsichtlich der nationalen Eigenheiten der drei Länder zu bestätigen, z. B. was die Bedeutung des Sparens im Falle der Schweiz, der Kleider im Falle Spaniens oder der Autos im Falle Deutschlands betrifft.

Abbildung 2: Tatsächlicher Lebensstandard (Prozentanteil der Befragten, die die angeführten Merkmale besitzen)



* Item «Telefon» in der Schweiz nicht erfragt (Telefonbefragung)

Insgesamt ergibt sich das Bild einer eher genügsamen Schweiz. So liegen die Prozentanteile für die Schweiz bei verschiedenen Lebensstandardmerkmalen deutlich unterhalb der Werte für Deutschland und Spanien. Dies gilt insbesondere für die Notwendigkeit von Autos, Fernsehgeräten, der Anzahl Zimmer und von Kleidern. Dagegen werden in der Schweiz Zeitungsabonnements, Einladungen von Freunden, aber auch Ferien, private Altersvorsorge und Sparen etwas höher eingeschätzt als in den beiden anderen Ländern.

Vergleichen wir den minimal akzeptablen mit dem in Abbildung 2 dargestellten faktischen Lebensstandard, zeigen sich in allen drei Ländern beträchtliche Unterschiede, wobei mit Ausnahme der Altersvorsorge und der Zeitungsabonnements in Spanien der tatsächliche Lebensstandard durchwegs höher liegt als der minimale. Beim faktischen Lebensstandard finden sich zumindest teilweise die erwarteten Länderunterschiede – in der Schweiz verfügt ein grösserer Anteil der Befragten über die 19 Lebensstandardmerkmale als in Deutschland oder in Spanien. Dass der Unterschied zwischen Spanien und Deutschland geringer als erwartet ausfällt, hängt unter anderem damit zusammen, dass in Abbildung 2 nicht unterschieden wird, ob man etwas aus finanziellen Gründen oder aufgrund individueller Präferenzen nicht besitzt. Auch hinsichtlich des faktischen Lebensstandards lassen sich Bereiche mit grosser Übereinstimmung erkennen (unter anderem wiederum die Grundbedarfsgüter) und Bereiche mit erheblichen Differenzen (z. B. Altersvorsorge, Ferien, Sparen, Computer, Spülmaschinen). Auffallend ist aber, dass die Befragten in der Schweiz bei den drei Merkmalen, bei denen sie beim minimalen Lebensstandard unterdurchschnittlich niedrige Notwendigkeiten angeben (TV, Autos, Anzahl Zimmer), bezüglich des faktischen Lebensstandards überdurchschnittlich hoch rangieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Unterschiede zwischen den drei Ländern sowohl hinsichtlich des minimal akzeptablen als auch hinsichtlich des faktischen Lebensstandards geringer ausfallen als erwartet. Insbesondere lässt sich die erwartete Ländergruppierung – die Schweiz und Deutschland auf der einen Seite vs. Spanien auf der anderen Seite – nicht belegen. Vielmehr weist Deutschland überraschend grosse Ähnlichkeiten mit Spanien auf.

4.2 Ausmass und Verteilung von Deprivation

Die Berechnung des Proportionalen Deprivationsindex auf der Basis des tatsächlichen und des minimal akzeptablen Lebensstandards ergibt die erwarteten Unterschiede in den drei Ländern: Die Schweiz weist mit Abstand den niedrigsten Durchschnittswert auf (4), Spanien den höchsten (11). Deutschland nimmt eine mittlere Position ein (7.4). Bei der Interpretation der Deprivationswerte ist zu berücksichtigen, dass eine länderspezifische Gewichtung vorgenommen wurde. Mit anderen Worten: das Fehlen von Lebensstandardmerkmalen in Spanien wird auf der Grundlage des in Spanien als minimal akzeptabel eingestuften Lebens-

standards berechnet. Die niedrigen durchschnittlichen Deprivationswerte der Schweiz erklären sich nicht nur dadurch, dass die abgefragten Lebensstandardmerkmale in der Bevölkerung weiter verbreitet sind als in den beiden Vergleichsländern, sondern auch durch die Schweizer «Genügsamkeit», was sich im als minimal akzeptabel erachteten Lebensstandard ausdrückt.

Aussagekräftiger als das einfache Durchschnittsniveau der Deprivation ist jedoch ihr Verteilungsmuster. Sind alle gesellschaftlichen Gruppen gleichmässig betroffen von der Deprivation oder konzentriert sie sich auf einige wenige Gruppen, die dafür besonders hohe Deprivationswerte aufweisen? Wir möchten die Frage der Deprivationsverteilung aus zwei unterschiedlichen Perspektiven angehen. Zunächst betrachten wir die Deprivationsverteilung zwischen den verschiedenen Einkommensgruppen, danach, die Verteilung bzw. die Kumulation von Deprivationsmerkmalen in bestimmten Bevölkerungsgruppen.

Wir haben einleitend auf die Unterschiede zwischen den deprivationsbasierten und den einkommensbasierten Armuts- und Ungleichheitskonzepten hingewiesen. Trotz der unterschiedlichen Ansätze ist von einem engen Zusammenhang zwischen Einkommen und Deprivation auszugehen. So ist anzunehmen, dass die untersten Einkommensklassen ein höheres Deprivationsniveau aufweisen als obere Einkommensgruppen. Bedeutsam ist darüber hinaus der Kurvenverlauf. Wir erwarten keinen linearen Zusammenhang zwischen Einkommen und Deprivation, sondern ein kurvi-lineares Muster mit einer starken Deprivationszunahme in den untersten Einkommensklassen. Dabei stellt sich auch die Frage, ob es ab einer bestimmten Einkommensschwelle – z. B. der Armutsgrenze – zu einer überproportionalen Zunahme von Deprivationsmerkmalen kommt.

Abbildung 3 zeigt die Verteilung des Proportionalen Deprivationsindex nach Dezilen des Äquivalenzeinkommens.⁹ Die Indexwerte sind folgendermassen zu interpretieren: Der maximal mögliche Deprivationswert von 100 bedeutet, dass die Befragten aus finanziellen Gründen über keines der abgefragten 19 Lebensstandardmerkmale verfügen. Im untersten Einkommensdezil weisen die Haushalte in Spanien und Deutschland einen Wert von 22 auf, während der entsprechende Wert für die Schweiz bei etwas über 10 liegt. Dies impliziert eine beträchtliche Lücke zu dem in den drei Ländern als unbedingt notwendig erachteten Lebensstandard. Demgegenüber besitzen die Haushalte aus dem obersten Einkommensdezilen in allen drei Ländern praktisch alle als lebensnotwendig betrachteten Dinge.

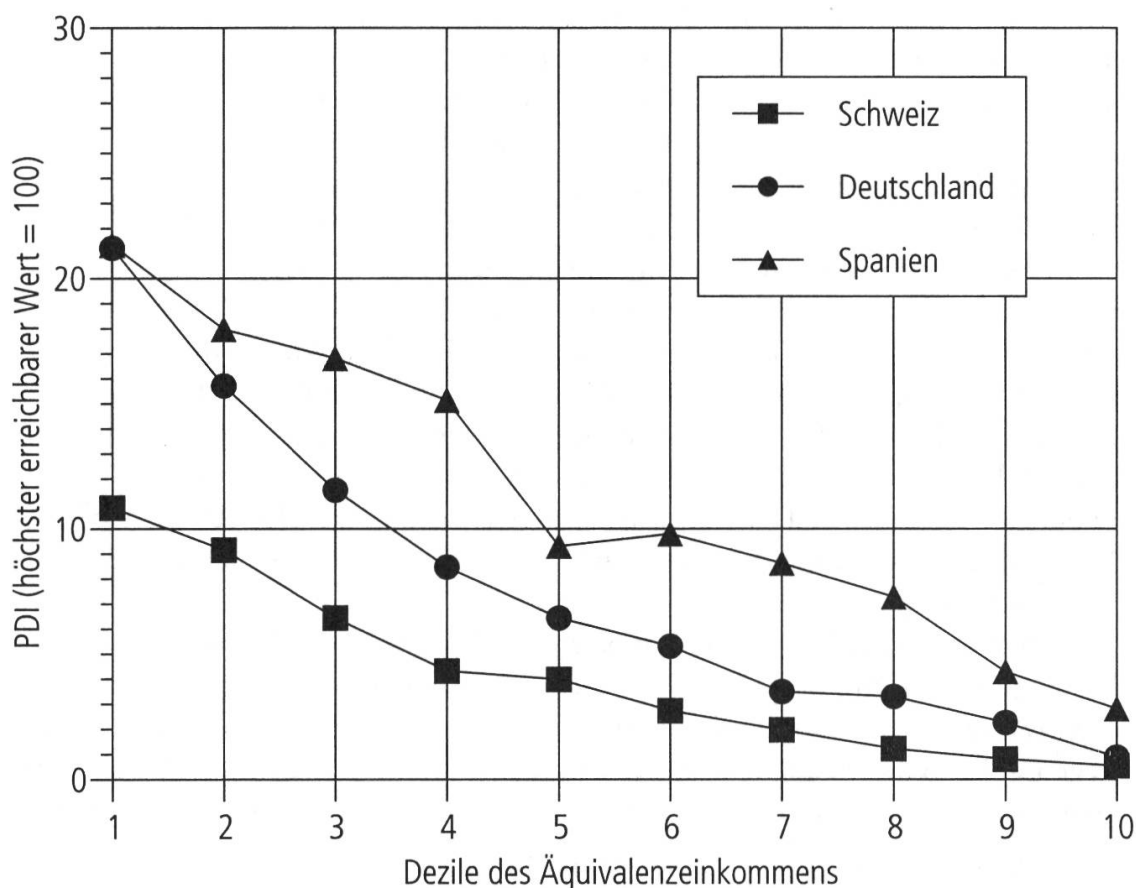
Neben den hohen Deprivationswerten der untersten Einkommensgruppen bestätigt Abbildung 3 die bereits weiter oben beschriebenen unterschiedlichen Deprivationsniveaus zwischen den drei betrachteten Ländern: Die jeweiligen Kurven liegen auf unterschiedlichem Niveau und kreuzen sich nicht. Die Unterschiede zwischen den drei Ländern sind im unteren Einkommensbereich erheblich, im

9 Die genauen Dezilgrenzen für jedes der drei Länder sind im Anhang aufgeführt.

oberen hingegen gering – ein Sachverhalt, der für die Validität des Deprivationsindex spricht, der ja explizit auf die unteren Einkommensgruppen ausgerichtet ist. Die Schweiz weist in allen Einkommensdezilen die niedrigsten, Spanien durchwegs die höchsten Deprivationswerte auf. Besonders aufschlussreich ist das Verteilungsmuster Deutschlands. So weist das unterste Einkommensdezil in Deutschland exakt denselben Deprivationswert auf wie in Spanien; vom dritt-untersten bis zum fünften Einkommensdezil liegt Deutschland ziemlich genau in der Mitte; bei den oberen Einkommensdezilen nähert sich Deutschland immer mehr dem niedrigen Schweizer Niveau an. Beim obersten Einkommensdezil, schliesslich, entspricht der Deprivationswert Deutschlands demjenigen der Schweiz.

Hinsichtlich der Frage eines Schwellenwertes oder Wendepunktes, bei dem eine überproportionale Deprivationszunahme erfolgt, vermag Abbildung 3 keine eindeutige Antwort zu geben. So lässt sich für die Schweiz ein solcher Einschnitt beim vierten Einkommensdezil feststellen, für Spanien beim zweiten und beim fünften Dezil. In Deutschland verläuft das kurvi-lineare Muster hingegen kontinuierlich, ohne sichtbaren Bruch oder Schwellenwert. Was die Schweiz betrifft,

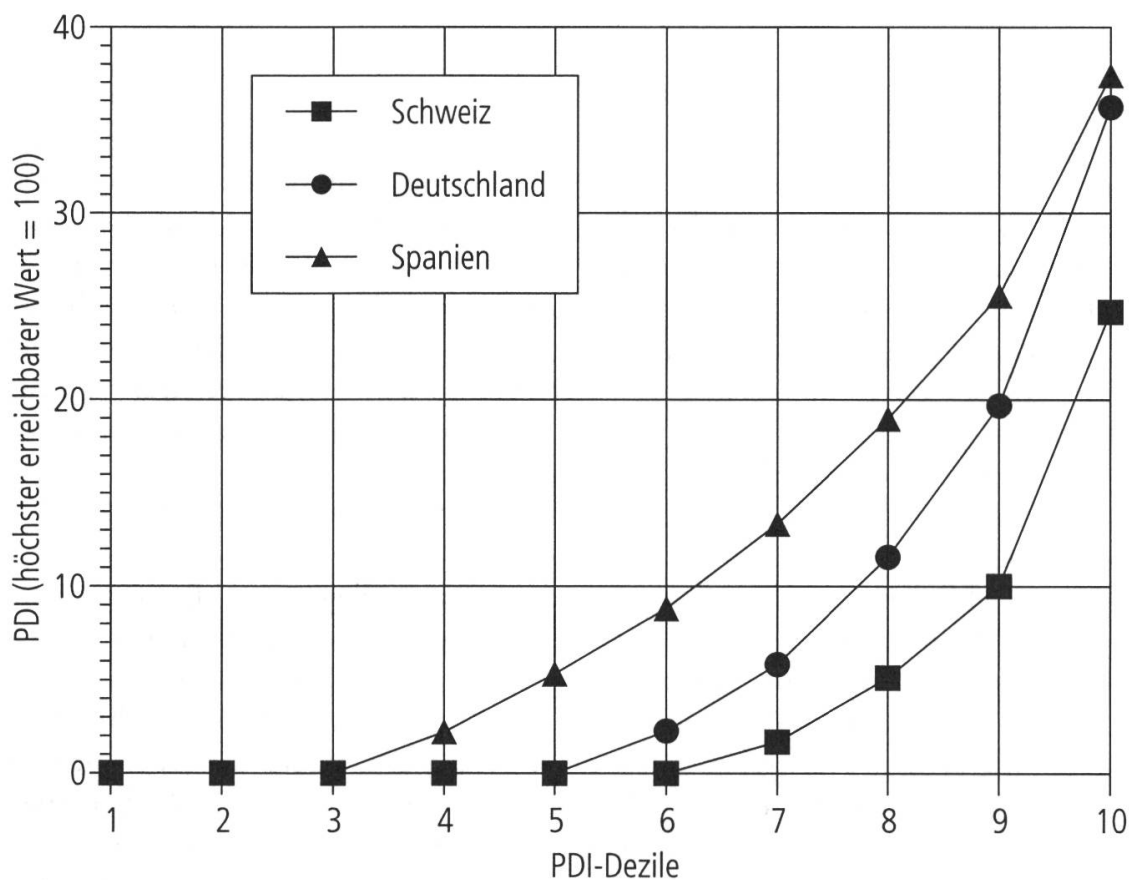
Abbildung 3: Deprivationsindex (PDI) nach Dezilen des Äquivalenzeinkommens



so liegt der Einschnitt beim vierten Einkommensdezil deutlich oberhalb der sozialpolitischen Armutsschwelle – sowohl der niedrigeren SKOS-Grenze (Sozialhilfeberechtigung), als auch der oberen EL-Grenze (Ergänzungsleistungsberechtigung).¹⁰ Damit bestätigt sich auch in der vorliegenden Erhebung der aus früheren Studien bekannte Sachverhalt, dass Unterversorgungsmerkmale bereits im armutsnahen Bereich des «prekären Wohlstandes» (Hübinger, 1996) eine wichtige Rolle spielen.

In Abbildung 4 findet sich eine Darstellung des Deprivationsniveaus nach Deprivationsdezilen. Damit lässt sich eruieren, wie stark Deprivation auf einzelne Haushalte konzentriert ist, bzw. inwieweit ein eigentlicher Armuts- und Deprivationspol existiert. Bei einer gleichmässigen Verteilung von Deprivation über alle Bevölkerungsgruppen hinweg würden die entsprechenden Kurven horizontal, d. h. parallel zur Abszisse verlaufen. Aus Abbildung 4 geht hervor, dass dies bei keinem der drei Länder der Fall ist. In der Schweiz weist die Mehrheit der

Abbildung 4: Deprivationsindex (PDI) nach Deprivationsdezilen



10 Die Grenze, die in der Schweiz zum Bezug von Ergänzungsleistungen berechtigt, liegt derzeit geringfügig oberhalb der Obergrenze des zweiten Einkommensdezils.

Befragten, nämlich 60%, keinerlei Deprivationsmerkmale auf; dieser Prozentsatz verringert sich im Falle Deutschlands auf 50% und in Spanien auf eine Minderheit von 30%. Bei allen drei Ländern zeigt sich ein überproportionaler Anstieg ab dem zweitobersten Deprivationsdezil. Dies impliziert eine starke Konzentration von Deprivation bei zehn Prozent der Befragten. In Deutschland und Spanien weisen die am stärksten betroffenen Personen und Haushalte einen Deprivationswert von gegen 40 auf – in der Schweiz immerhin von 25.

Anhand von Abbildung 4 zeigt sich wiederum, dass die Schweiz das niedrigste und Spanien das höchste Deprivationsniveau aufweist. Das deutsche Muster stellt wieder eine Verbindung her zwischen Spanien (die beiden obersten am stärksten betroffenen Deprivationsdezile) und der Schweiz (die unteren sechs, nicht bzw. wenig betroffenen Deprivationsdezile). Insgesamt erhärtet die Analyse der Deprivationsverteilung den beim minimalen und faktischen Lebensstandard gefundenen Sachverhalt, dass Deutschland nur begrenzt mit der Schweiz vergleichbar ist. Die Differenzen und Ähnlichkeiten zwischen der Schweiz und Deutschland lassen sich nun genauer präzisieren: Insbesondere bei den am stärksten von Deprivation betroffenen Gruppen und bei den untersten Einkommensklassen sind die Unterschiede gross.

4.3 Determinanten von Deprivation

In unserem letzten Analyseschritt untersuchen wir Determinanten bzw. Bestimmungsfaktoren für Deprivation. Was sind die sozialstrukturellen Hintergründe für überdurchschnittlich hohe Deprivation und inwiefern unterscheiden sich die drei betrachteten Länder voneinander? Wir berücksichtigen zwei Gruppen von Faktoren: Einerseits die drei «klassischen» erwerbsbezogenen Ungleichheitsdimensionen Einkommen, Bildung und Erwerbsstatus, andererseits eine Reihe von Faktoren die in der «neueren» Ungleichheits- und Armutsforschung betont werden wie Geschlecht, Haushaltsform (z. B. Alleinelternschaft, Kinderlasten) oder wichtige biographische Ereignisse und Einschnitte (z. B. Trennung, Alterspensionierung). Die verwendeten unabhängigen Variablen sind im Detail in Tabelle 2 beschrieben.

Als abhängige Variable verwenden wir einen dichotomen Indikator, der zwischen keiner oder geringer und hoher Deprivation unterscheidet. Diese Dichotomisierung empfiehlt sich angesichts der schiefen Verteilung der Deprivationsvariablen. Wie die im vorangegangenen Abschnitt beschriebene Verteilungsanalyse gezeigt hat, nehmen in allen drei Ländern die Deprivationswerte ab dem 9. Dezil überdurchschnittlich stark zu. Aus diesen Gründen teilen wir die Stichproben zwischen dem obersten und dem zweitobersten Deprivationsquintil in zwei Gruppen, d. h. wir vergleichen die Befragten des obersten Deprivationsquintils (hohe Deprivation) mit dem Rest der Befragten (nicht oder nur schwach von Deprivation betroffen).¹¹ Mittels logistischer Regression schät-

Tabelle 2: Determinanten von Deprivation: Operationalisierungen und Referenzgruppen

<i>Variable</i>	<i>Variablenbeschreibung</i>	<i>Referenzgruppe</i>
Äquivalenzeinkommen	Quintile des monatlichen Haushaltsnettoeinkommens, gewichtet mit der Äquivalenzskala von Atkinson et al. (1995).	3. bzw. mittleres Einkommensquintil
Bildungsgrad	Drei Bildungsgrade gemäss der International Standard Classification of Education (ISCED): niedrig (ISCED = 1–2, d. h. obligatorische Schule), mittel (ISCED = 3–4, d. h. Berufsbildung und Maturität), hoch (ISCED = 5–6; d. h. Universität oder Fachhochschule)	mittlerer Bildungsgrad (ISCED 3–4)
Beschäftigungskategorie	Sieben Beschäftigungskategorien: Erwerbstätig, erwerbslos seit weniger als 6 Monaten, erwerbslos seit mehr als 6 Monaten, Pensioniert, krank oder behindert, temporär erwerbslos, nie erwerbstätig	Erwerbstätige
Haushaltsform	Sechs Haushaltsformen: Einpersonenhaushalte, Paarhaushalte ohne Kinder, Paarhaushalte mit 1–2 Kinder (unter 18J.), Paarhaushalte mit 3 und mehr Kindern (unter 18J.), Einpersonenhaushalte mit Kindern, andere Haushaltsformen	Paarhaushalte ohne Kinder
Zivilstand	Drei Zivilstandsgruppen: Verheiratet oder ledig; verwitwet, getrennt/geschieden	Verheiratet / ledig
Alter	Vier Altersgruppen: 18–24 Jährige, 25–44 Jährige, 45–64 Jährige, 65+ Jährige	45–64 Jährige
Geschlecht	Frauen, Männer	Männer

zen wir die Wahrscheinlichkeit, dem obersten Deprivationsquintil anzugehören. Neben den Regressionskoeffizienten und dem Standardfehler enthält Tabelle 3 (siehe S. 227) auch die sog. Odds Ratios; diese geben an, um wieviel höher das Deprivationsrisiko für Angehörige einer bestimmten soziodemographischen Gruppe ist (z. B. unterstes Einkommensquintil) im Vergleich mit einer vorgängig festgelegten Referenzgruppe (z. B. mittleres Einkommensquintil).

11 Wir haben die Modelle mit verschiedenen Grenzen berechnet (z. B. anstelle des obersten Deprivationsquintils das oberste Deprivationsdezil), wobei die Resultate stabil geblieben sind.

Wie weiter oben ausgeführt, gehen wir von einem Zusammenhang aus zwischen den «klassischen» Ungleichheitsdimensionen (Einkommen, Bildung, Erwerbsstatus) und Deprivation. Mit anderen Worten: Für Befragte mit niedrigem Einkommen und tiefer Bildung und solche, die nicht oder nur partiell in den Arbeitsmarkt eingebunden sind, erwarten wir ein überdurchschnittlich hohes Deprivationsrisiko. In Anlehnung an Vogel (1999) nehmen wir ausserdem an, dass Spanien durch geringere Generationeneffekte (kompensatorische Funktion der Familie, geringerer Grad der Individualisierung) charakterisiert ist, hingegen stärkere Effekte der drei klassischen Ungleichheitsdimensionen (Einkommen, Bildung, Beruf) aufweist.

Die in Tabelle 3 (S. 227) aufgeführten Odds Ratios zeigen, dass die klassischen Ungleichheitsdimensionen – Einkommen, Bildung, Erwerbsstatus – in allen drei Ländern die ausschlaggebenden Faktoren für Deprivation darstellen. Dabei fallen die Effekte in der Schweiz etwas geringer aus als in den beiden Vergleichsländern. Die These, dass die klassischen Ungleichheitsdimensionen in der Schweiz und in Deutschland eine geringere Bedeutung haben als in Spanien, bestätigt sich demnach nur zum Teil.

Bemerkenswert ist, dass in allen drei Ländern Einkommen, Bildung und Erwerbsstatus unabhängig voneinander einen statistisch signifikanten Effekt aufweisen. Da diese drei Ungleichheitsdimensionen miteinander verbunden sind, sind die jeweiligen bivariaten, d. h. nicht durch weitere Faktoren kontrollierten Zusammenhänge erheblich stärker als die in Tabelle 3 ausgewiesenen bereinigten Effekte. So haben Langzeitarbeitslose in Deutschland ein 6,5 mal höheres Deprivationsrisiko, wenn das Einkommen nicht kontrolliert wird (im Vergleich zu dem in Tabelle 3 ausgewiesenen 3,5 mal höheren Risikos unter Berücksichtigung von Einkommen und Bildung).

Betrachtet man die Effekte des Äquivalenzeinkommens, so weisen Befragte aus dem untersten Einkommensquintil ein 3–5mal höheres Deprivationsrisiko auf als Befragte aus dem mittleren Einkommensquintil (Schweiz 2,7; Deutschland 4,5; Spanien 5,0). Ähnliches gilt für niedrige Bildungsgrade (doppeltes Deprivationsrisiko für niedrige Bildungsgrade im Vergleich zu den mittleren) und für fehlende Arbeitsmarktpartizipation, insbesondere Arbeitslosigkeit und Krankheit/Behinderung. Auffallend für die Schweiz ist, dass Kranke und Behinderte mit einem mehr als viermal höheren Deprivationsrisiko die mit Abstand am stärksten betroffene Gruppe sind – für Deutschland und Spanien ist es hingegen das unterste Einkommensquintil.

Hinsichtlich der drei klassischen Ungleichheitsdimensionen lassen sich zwischen den drei Ländern lediglich bei den Altersrentnerinnen und -rentnern unterschiedliche Befunde ausmachen: So weisen die Rentner in Spanien und Deutschland ein überdurchschnittliches, in der Schweiz hingegen ein unterdurchschnittliches Deprivationsrisiko auf, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass dieser

Tabelle 3: Determinanten von Deprivation (multivariate logistische Regression, abhängige Variable: Zugehörigkeit zum obersten Deprivationsquintil)

Unabhängige Variablen	Schweiz			Deutschland			Spanien		
	B	S.E.(B)	Exp(B)	B	S.E.(B)	Exp(B)	B	S.E.(B)	Exp(B)
<i>Äquivalenzeinkommen</i>	***			***			***		
1. Quintil	0.98***	0.26	2.67	1.50***	0.21	4.49	1.62***	0.19	5.04
2. Quintil	0.17	0.29	1.19	0.63**	0.21	1.88	0.97***	0.20	2.63
3. Quintil	Ref.			Ref.			Ref.		
4. Quintil	-1.00**	0.34	0.37	-0.61*	0.29	0.55	-0.21	0.25	0.81
5. Quintil	-1.74***	0.43	0.18	-1.32***	0.37	0.27	-1.19***	0.33	0.30
Missing	-0.42	0.34	0.66	0.14	0.20	1.15	0.41*	0.19	1.51
<i>Bildungsgrad</i>	*			***			***		
ISCED 1–2 (niedrig)	0.52*	0.26	1.68	0.83***	0.14	2.30	0.86***	0.16	2.35
ISCED 3–4 (mittel)	Ref.			Ref.			Ref.		
ISCED 5–6 (hoch)	-0.50	0.33	0.61	-0.72***	0.20	0.49	-0.12	0.35	0.89
<i>Beschäftigungskategorie</i>	*			***			***		
Erwerbstätig	Ref.			Ref.			Ref.		
Erwerbslos < 6 Monate	0.97*	0.43	2.64	0.45	0.34	1.57	-0.72	0.65	0.49
Erwerbslos > 6 Monate	0.78	0.42	2.19	1.24***	0.19	3.47	0.53**	0.18	1.71
Pensioniert	-0.27	0.43	0.76	0.42	0.25	1.52	0.73**	0.25	2.08
Krank, behindert	1.44*	0.74	4.24	1.25**	0.44	3.48	1.08**	0.41	2.95
Temporär erwerbslos	0.14	0.34	1.15	0.07	0.23	1.07	0.09	0.24	1.10
Nie erwerbstätig	-1.09	0.86	0.34	0.22	0.26	1.24	0.64**	0.20	1.89
<i>Geschlecht</i>	n. s.			n. s.			n. s.		
<i>Haushaltsform</i>	n. s.			**			**		
Alleinlebend				0.63**	0.20	1.87	0.50	0.31	1.66
Paar				Ref.			Ref.		
1–2 Kinder < 18				-0.13	0.23	0.87	-0.25	0.22	0.78
3 und mehr Kinder < 18				0.19	0.40	1.20	1.09**	0.39	2.98
Alleinerziehend				0.16	0.33	1.18	0.03	0.28	1.03
Andere				0.45*	0.21	1.57	0.11	0.19	1.11
<i>Zivilstand</i>	***			n. s.			n. s.		
Verwitwet	-0.55	0.40	0.58						
Getrennt/geschieden	0.95**	0.30	2.59						
Verheiratet/ledig	Ref.								
<i>Alter</i>	n. s.			**			***		
18–24				0.89***	0.25	2.44	0.90***	0.22	2.46
25–44				0.50*	0.20	1.65	0.20	0.17	1.23
45–64				Ref.			Ref.		
65+				-0.20	0.23	0.82	-0.61**	0.23	0.54
<i>Konstante</i>	-1.72***	0.31		-2.78***	0.26		-3.06***	0.30	
-2 Log likelihood	776.15			1'794.76			1'956.39		
Model Chi-Square	149.76***			486.05***			369.93***		
df	24			24			24		
N (ungewichtet)	1'570			2'413			2'489		
Missing	30			110			159		

Anmerkungen

Fett: signifikante Odds-Ratios

Signifikanzniveaus: * $p \leq 0.05$, ** $p \leq 0.01$, *** $p \leq 0.001$, n.s. = nicht signifikant

B = Geschätzte logistische Regressionskoeffizienten, S.E.(B) = Standardfehler von B, Exp(B) = Odds-Ratios

Ref. = Referenzgruppe (vgl. Tab. 2)

Datenquellen: Wissenschaftszentrum Berlin (2001)

Zusammenhang nur in Spanien statistisch signifikant ausfällt. Dieses Resultat deutet darauf hin, dass die Alterssicherung im spanischen Wohlfahrtsmodell ungenügend ist.

Betrachten wir die zweite Gruppe von Faktoren – Geschlecht, Haushaltsform, Zivilstand, Alter¹² – zeigen sich zwischen der Schweiz einerseits und Deutschland und Spanien andererseits grössere Unterschiede. So weisen in der Schweiz Geschiedene ein signifikant höheres Deprivationsrisiko auf als Verheiratete oder Ledige, wohingegen sich weder in Deutschland noch in Spanien Effekte feststellen lassen. Umgekehrt finden sich in Deutschland und Spanien die erwarteten Zusammenhänge mit der Haushaltsform: Kinderreiche Familien (Spanien) und Alleinlebende (Deutschland) weisen im Vergleich zu Paarhaushalten ein signifikant höheres Deprivationsrisiko auf. In Deutschland und Spanien finden sich auch die aus der neueren Armutsforschung bekannten Alterseffekte: Junge Erwachsene sind im Vergleich zu den 45–64jährigen überdurchschnittlich stark von Deprivation betroffen. Dieser Befund ist besonders für Spanien erstaunlich und widerspricht Vogels These von der Kompensationswirkungen der Familien- und Verwandtschaftssolidarität im südeuropäischen Wohlfahrtsmodell. Der Sachverhalt, dass in der Schweiz keine Alterseffekte nachweisbar sind, dürfte mit der vergleichsweise guten beruflichen Integration der jungen Erwachsenen und der geringen Jugendarbeitslosigkeit zu erklären sein.

In keinem der drei Länder zeigen sich Zusammenhänge zwischen Geschlecht und Deprivation. Dies lässt sich damit erklären, dass die Deprivationsanalyse zu einem grossen Teil auf Haushaltsausstattungsmerkmalen basiert, die von beiden Geschlechtern gemeinsam genutzt werden (z. B. Auto, TV), wobei die Frage der innerfamiliären Ungleichheitsstrukturen und unterschiedlichen Zugänglichkeiten ausgeblendet wird. Der von uns gewählte Deprivationsansatz eignet sich deshalb schlecht für die Analyse von Geschlechterdifferenzen. Erwähnenswert ist jedoch, dass bei den bivariaten Zusammenhängen in allen drei Ländern die erwarteten Geschlechterungleichheiten vorhanden sind, wobei die Schweizer Frauen mit einem Faktor von 1,8 das höchste Deprivationsrisiko aufweisen. Der Sachverhalt, dass sich diese Geschlechtereffekte durch das Einkommen, Bildung und Berufsstatus erklären lassen, deutet darauf hin, dass in allen drei Ländern hauptsächlich erwerbs- und arbeitsmarktbezogenen Faktoren für diese Geschlechterungleichheiten verantwortlich sind.¹³

12 Da für Deutschland und Spanien keine Angaben zur Nationalität vorliegen, kann zu diesem Faktor keine vergleichende Analyse durchgeführt werden. Zumindest für die Schweiz lassen sich jedoch bei den bivariaten Zusammenhängen entsprechende Effekte – höheres Deprivationsrisiko für Migratinnen und Migranten – nachweisen.

13 Eine detailliertere Abklärung der Geschlechterdifferenzen bei verschiedenen Haushaltsformen (Paare, Alleinlebende) ergab, dass sich Frauen und Männer weniger in der Beantwortung der Frage, ob bestimmte Lebensstandardmerkmale vorhanden sind oder nicht, unterscheiden. Vielmehr manifestieren sich Geschlechterdifferenzen bei der Einschätzung, ob ein

5 Zusammenfassung und Fazit

Die Ergebnisse des Drei-Länder-Vergleichs zu Lebensstandardmerkmalen und Deprivation können in fünf Punkten zusammengefasst werden.

- 1 Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den drei Ländern entsprechen nur zum Teil den Erwartungen. So unterscheidet sich zwar die Schweiz deutlich von Spanien, aber ebenso deutlich von Deutschland. Nicht die Schweiz, sondern eher Spanien weist Gemeinsamkeiten mit Deutschland. Dies gilt für den minimal notwendigen Lebensstandard und die Determinanten von Deprivation. Hinsichtlich des Ausmasses und der Verteilung von Deprivation liegt Deutschland in der Mitte zwischen dem Schweizer und dem spanischen Muster. Dieses Ergebnis deutet darauf hin, dass die Schweizer Haushalte trotz der langen rezessiven Phase der 1990er Jahre im Vergleich zu anderen europäischen Ländern eine gewisse «Sonderposition» aufrechterhalten konnten. Bemerkenswert dabei ist, dass sich das «Schweizer Lebensstandardmodell» durch eine Kombination von guter tatsächlicher Ausstattung und geringer Erwartung an den minimalen Lebensstandard auszeichnet. Zu erwähnen ist auch, dass der Zusammenhang zwischen Deprivation und den «klassischen» Ungleichheitsdimensionen in der Schweiz weniger eng ausfällt als in den beiden Vergleichsländern.
- 2 Der minimale Lebensstandard, der als unbedingt notwendig für ein würdevolles Leben erachtet wird, variiert erstaunlich wenig zwischen den drei Ländern. Zwar zeigen sich durchaus auch (erwartete) kulturelle Besonderheiten und nationale Eigenheiten, wie etwa die hohe Bedeutung des Autos in Deutschland. Dennoch überwiegt die Übereinstimmung in der normativen Bewertung des notwendigen Lebensstandards. Das Problem von Bewertungsunterschieden zwischen verschiedenen Ländern scheint demnach im europäischen Kontext weniger gravierend als erwartet. Vielmehr scheint sich eine weitgehend konsensuale normative Vorstellung etabliert zu haben, was zu einem minimalen Lebensstandard gehört. Dies zeigen auch erste Auswertungen der Autoren zu weiteren hier nicht berücksichtigten Ländern (vgl. dazu Paris et al. i. V.).
- 3 Das Ausmass von Deprivation, d. h. das Ausmass der Kumulation ungünstiger Lebensbedingungen im Sinne einer erheblichen Unterschreitung des minimalen, gesellschaftlich akzeptierten Lebensstandards, ist in der Schweiz erheblich geringer als in Deutschland und Spanien. Bedeutsam ist dabei, dass diese Unterschiede bei den untersten Einkommensklassen und den am stärksten von Deprivation betroffenen Gruppen am grössten sind (im Sinne geringerer Deprivationswerte in der Schweiz). Was für die Schweizer Haushalte im All-

Lebensstandardmerkmal aus finanziellen oder aus anderen Gründen fehlt. Frauen begründen das Fehlen von Lebensstandardmerkmalen häufiger als Männer finanziell.

gemeinen gilt, trifft jedoch nicht auf alle gesellschaftliche Gruppen zu. Grundsätzlich lässt sich auch in der Schweiz ein «Deprivationspol» ausmachen, auch wenn er ein deutlich geringeres Ausmass annimmt als in den beiden Vergleichsländern. Diesbezüglich besonders betroffen sind kranke und behinderte Personen. Sie sind in der Schweiz einem erheblich höheren Deprivationsrisiko ausgesetzt als in Deutschland oder Spanien.

- 4 Hinsichtlich der Determinanten von Deprivation zeigt sich, dass das Deprivationsrisiko in allen drei untersuchten Ländern einen engen Zusammenhang mit den drei klassischen Ungleichheitsdimensionen, Einkommen, Bildung und Beruf aufweist. Dieser Befund sollte aber nicht im Sinne einer ausschliesslichen Dominanz der herkömmlichen (erwerbsbezogenen) Ungleichheitsstrukturen verstanden werden. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass der Deprivationsindikator, wie eingangs erwähnt vor allem langfristige Armutsprozesse zu erfassen vermag, die entsprechend stabilere Muster aufweisen. Hinzu kommt, dass die Determinationskraft der «vertikalen Ungleichheiten» nicht in allen Ländern gleich stark ist – besonders ausgeprägt sind diese Ungleichheiten in Deutschland, am geringsten ist ihr Einfluss in der Schweiz. Lebenslaufbezogene Faktoren sind in allen drei Ländern weniger eng mit einem hohen Deprivationsrisiko verbunden als die «klassischen Ungleichheiten». Dennoch spielen auch solche biographischen Faktoren eine gewisse Rolle. Dabei variiert ihre Bedeutung sehr stark zwischen den drei Ländern.
- 5 Die Hypothese des stärkeren Schichteffektes bzw. des geringeren Generationeneffektes im südeuropäischen Wohlfahrtsmodell (kompensatorische Funktion der Familie) lässt sich in Spanien anhand des hier verwendeten Deprivationsindikators nicht belegen. Vogel benutzte in seiner Untersuchung im Vergleich zu uns weniger (zehn) und z. T. etwas andere Lebensstandardmerkmale – insbesondere fehlt in seiner Analyse jedoch eine Gewichtung mit dem jeweiligen minimalen Lebensstandard. Da seine Analyse auf der ersten Welle des europäischen Haushaltspanels basiert (1994), könnte sich hinter den unterschiedlichen Befunden jedoch auch ein entsprechender sozialer Wandel verbergen, ausgelöst durch den raschen Modernisierungs- und «Europäisierungsprozess», der Spanien in den 1990er Jahren geprägt hat.

6 Literaturverzeichnis

- Alisch, Monika und Jens S. Dangschat (1998), *Armut und soziale Integration*, Opladen: Leske+Budrich.
- Andress, Hans-Jürgen (1998), Armut in Deutschland: Prozesse sozialer Ausgrenzung und die Entstehung einer neuen «Underclass»? Vorläufige Antworten auf der Basis von Umfragedaten, *Soziale Probleme*, 1/8, 3–39.
- Atkinson, Anthony B.; Lee Rainwater and Timothy M. Smeeding (1995), Income Distribution in OECD Countries. Evidence from the Luxembourg Income Study, *Social Policy Studies*, No 18, Paris: OECD.

- Berger, Peter A. (1994), Individualisierung und Armut, in: Michael M. Zwick, Hrsg., *Einmal arm, immer arm?*, Frankfurt/New York: Campus, 21–46.
- Berger, Peter A. und Michael Vester, Hrsg. (1997), *Alte Ungleichheiten, Neue Spaltungen*, Opladen: Leske+Budrich.
- Böhnke, Petra and Jan Delhey (1999), Poverty in a Multidimensional Perspective: Great Britain and Germany in Comparison, *Discussion Paper FS III 99–413*, Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin.
- Callan, Tim; Brian Nolan and Christopher T. Whelan (1993), Resources, deprivation and the measurement of poverty, *Critical Social Policy*, 2/2, 141–172.
- Cohen, Patricia; Jacob Cohen, Leona S. Aiken and Stephen G. West (1999), The problems of units and the circumstance for POMP, *Multivariate Behavioral Research*, 3/34, 315–346.
- Esping-Andersen, Gösta (1990), *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Cambridge: Polity Press.
- Eurostat (2000), *Living Conditions in Europe. Statistical Pocketbook*, Luxemburg.
- Gordon, David; Ruth Levitas, Christina Pantazis, Demi Patsios, Sarah Payne, Peter Townsend, Laura Adelman, Karl Ashworth, Sue Middleton, Jonathan Bradshaw and Julie Williams (2000), *Poverty and Social Exclusion in Britain*, York: Joseph Rowntree Foundation.
- Gordon, David and Christina Pantazis (1997), Measuring poverty: Breadline Britain in the 1990s, in: Dies., Ed., *Breadline Britain in the 1990s*, Ashgate: Aldershot, 5–47.
- Gordon, David and Peter Townsend, Eds. (2000), *Breadline Europe. The Measurement of Poverty*, Bristol: Polity Press.
- Halleröd, Björn (1998), Poor Swedes, poor Britons: A comparative analysis of relative deprivation, in: Hans-Jürgen Andress, Ed., *Empirical Poverty Research in a Comparative Perspective*, Ashgate: Aldershot, 283–329.
- Halleröd, Björn (1995), The truly poor: Indirect and direct consensual measurement of poverty in Sweden, *Journal of European Social Policy*, 2/5, 111–129.
- Halleröd, Björn (1994), A New Approach to the Direct Consensual Measurement of Poverty, *Discussion Paper 31*, Sydney: Social Policy Research Center.
- Hübinger, Werner (1996), *Prekärer Wohlstand*, Freiburg: Lambertus.
- Korpi, Walter and Joakim Palme (1998), The Paradox of Redistribution and Strategies of Equality: Welfare State Institutions, Inequality, and Poverty in the Western Countries, *American Sociological Review*, 63, 661–687.
- Layte, Richard; Bertrand Maître, Brian Nolan and Christopher T. Whelan, (2000), *Explaining Levels of Deprivation in the European Union*, EPAG Working Paper 12. Dublin: The Economic and Social Research Institute.
- Lessenich, Stephan (1995), *Wohlfahrtsstaat, Arbeitsmarkt und Sozialpolitik in Spanien. Eine exemplarische Analyse postautoritären Wandels*, Opladen: Leske + Budrich.
- Lipsmeier, Gero (1999), Die Bestimmung des notwendigen Lebensstandards - Einschätzungsunterschiede und Entscheidungsprobleme, *Zeitschrift für Soziologie*, 4/28, 281–300.
- Mack, Joanna and Stewart Lansley (1985), *Poor Britain*, London: George Allen & Unwin.
- Muffels, Ruud J. A. (1993), Deprivation standards and style of living indices, in: J. Berghman and B. Cantillon, Eds., *The European Face of Social Security*, Avebury: Aldershot, 43–59.
- Nolan, Brian and Christopher T. Whelan (1996), *Resources, Deprivation and Poverty*, Oxford: Oxford University Press.
- Paris, Denise; Christian Suter and Thomas Oegerli (i. V.), *Living Standard and Deprivation in a European Perspective*, Working Paper, Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin.
- Ringen, Stein (1988), Direct and indirect measures of poverty, *Journal of Social Policy*, 3/17, 351–365.

- Runciman, W. G. (1966), *Relative Derivation and Social Justice*, Berkeley: University of California Press.
- Scherpenzeel, Annette C. and Philipp Eichenberger (2001), *Mode Effects in Panel Surveys: A Comparison of CAPI and CATI*, Neuchâtel: Swiss Household Panel / Swiss Federal Statistical Office.
- Schmid, Josef (1996), *Wohlfahrtsstaaten im Vergleich. Soziale Sicherungssysteme in Europa, Organisation, Leistung und Probleme*, Opladen: Leske + Budrich.
- Sen, Amartya K. (1981), *Poverty and Famines: An Essay on Entitlement and Deprivation*, Oxford: Clarendon Press.
- Townsend, Peter (1979), *Poverty in the United Kingdom: A Survey of Household Resources and Standards of Living*, London: Penguin.
- Vogel, Joachim (1999), Der europäische «Welfare Mix», In Peter Flora und Heinz-Herbert Noll, Hrsg., *Sozialberichterstattung und Sozialstaatsbeobachtung*, Frankfurt/New York: Campus.
- Whelan, Christopher T.; Richard Layte and Bertrand Maître (2001), *Persistent Deprivation in the European Union*, EPAG Working Paper 23. Dublin: The Economic and Social Research Institute.
- Worldbank (2001), *World Development Indicators 2001*, CD-Rom. Washington D.C.
- WZB (Wissenschaftszentrum Berlin) (2001): *Euromodule – Towards a European Welfare Survey. Codebook*, Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin.

Anhang: Dezile des monatlichen Äquivalenzeinkommens in Euro für die Schweiz, Deutschland und Spanien

Dezile	Schweiz		Deutschland		Spanien	
1	bis	1'129	bis	631	bis	285
2	bis	1'602	bis	814	bis	333
3	bis	1'871	bis	962	bis	435
4	bis	2'235	bis	1'089	bis	471
5	bis	2'421	bis	1'135	bis	532
6	bis	2'737	bis	1'258	bis	615
7	bis	3'097	bis	1'406	bis	753
8	bis	3'650	bis	1'628	bis	869
9	bis	4'562	bis	1'994	bis	1'107
10	über	4'562	über	1'994	über	1'107